

Predigt über Jeremia 1,4-10

Es geschah die Rede des Ewigen zu mir: Ehe ich dich bildete im Mutterleib, habe ich dich gekannt; ehe du aus dem Schoß fuhrst, habe ich dich geheiligt, dich gegeben als Prophet für die Völker. Ich sprach: Ach, mein Herr, Ewiger, ich kenne mich nicht aus mit Reden, denn ich, ich bin jung. Der Ewige sprach zu mir: sprich nicht: ich bin jung, sondern zu allem, wohin ich dich senden werde, geh und alles, was ich dir gebiete, rede. Fürchte dich nicht vor jenen, denn ich bin mit dir, dich zu erretten, spricht der Ewige. Und der Ewige sandte seine Hand aus und berührte meinen Mund und der Ewige sprach zu mir: Da, ich gebe meine Rede in deinen Mund. Sieh, ich setze dich ein am heutigen Tag über die Völker und über die Königreiche auszureißen und zu zerschmettern, verloren zu geben und zu zerstören und zu bauen und zu pflanzen.

Uns ist viel gegeben; uns wurde viel anvertraut. Wir werden heute verglichen mit Menschen, die unvermutet einen Schatz gefunden haben oder eine besonders wertvolle Perle. In dem Jesus-Wort, das wir zu Beginn des Gottesdienstes hörten, heißt es: von solchen Leuten, denen viel gegeben, viel anvertraut ist, wird man auch viel fordern. Selbstverständlich redet Jesus da nicht davon, dass Menschen, die in irgendeiner Hinsicht hochbegabt sind, gesellschaftlich oder auch nur in der Familie hohen Erwartungen ausgesetzt sind. Er redet davon, was Gott uns gegeben hat, und darum auch davon, was er von uns fordert, was er bei uns sucht, von uns erwartet. Sehet, was hat Gott gegeben, so haben wir mit dem staunenden Dichter und Pfarrer Paul Gerhardt gesungen: seinen Sohn zum ewigen Leben. Und nun hören wir, wie Gott zu Jeremia spricht: ich habe dich gegeben als Propheten für die Völker. Wir merken: indem Gott uns seinen Sohn, seinen Schatz gegeben hat, hat er uns auch einen Wortschatz anvertraut: Mose und die Propheten, Israels Bibel. Menschen aus den Völkern, die sich zuvor wenig für den Gott Israels und sein Volk und dessen Schriften interessiert hatten, sind durch das Evangelium von Jesus Christus mit all dem in Kontakt gekommen, Israels Bibel wurde auch ihnen zur Heiligen Schrift. Wir erinnern uns an die geheimnisvolle Szene in den Evangelien, als Jesus im lebendigen Gespräch mit der Tora und den Propheten, vertreten durch Mose und Elia, hell aufleuchtet wie das Licht, erinnern uns auch an die Prognose Jesu: wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, dann werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.

Als Prophet für die Völker wird Jeremia berufen – das ist überraschend, denn Jeremia hat nur in Jerusalem gewirkt, hat zu seinem Volk und zu dessen Königen und Priestern und Propheten geredet. Zwar gibt es im Buch Jeremia einen ganzen Block von Reden an andere Völker, bei Jesaja und Hesekiel auch, es gibt auch ganze Prophetenbücher, die so klingen, als seien sie an andere Völker gerichtet – Jona in Ninive –, doch davon werden die keine Notiz genommen haben. Diese Reden sind Trostbotschaften an Israel: der HERR, unser Gott, ist Herr auch über die Völker, wird ihnen Grenzen setzen, wird auch in der Völkerwelt die Mächtigen stürzen, die Erniedrigten erhöhen. Doch das ist nun auch für uns, Anhänger des Gottes Israels aus den Völkern, eine tröstliche Botschaft: in seiner Konzentration auf sein Volk Israel hat Gott auch die anderen Völker, auch unser Volk im Blick.

Ich habe dich gegeben als Propheten für die Völker – Propheten gibt es nicht einfach, Gott gibt sie, sie sind eine gute Gabe Gottes auch dann, gerade dann, wenn sie stören. Und das tun sie fast immer, das ist Teil ihrer Aufgabe. Nicht ohne Grund sträubt sich Jeremia dagegen, denn das wird kein leichtes, sondern ein schweres Leben. Immerzu muss er das als wahnsinnig bezeichnen, was alle Welt für vernünftig hält; umgekehrt gilt seinen Zeitgenossen das, was er fordert, als völlig verrückt. Er wird angefeindet, immer wieder inhaftiert und misshandelt, doch noch schlimmer sind seine seelischen Qualen: anders als seine optimistischen Kollegen, die

voller Gottvertrauen predigen, dass alles gut wird, sieht er eine Katastrophe voraus – offenbar nur er, er aber ganz deutlich: wenn Regierende und Volk nicht rechtzeitig umkehren, wird Babel siegen, wird Jerusalem und den Tempel zerstören, viele deportieren; es ist eine Qual, das ansagen zu müssen – man möchte gern unrecht bekommen.

Jeremia ist nicht der einzige, der sich gegen seine Berufung sträubt: schon Mose hatte das vergeblich getan, auch der Fluchtversuch Jonas scheiterte; und hinter diesen Einzelgestalten erkennen wir das Volk Israel als ganzes. Karl Barth hatte entdeckt, dass es sich bei der Geschichte Israels insgesamt, nicht nur bei der biblisch bezeugten, um Prophetie handelt, ein Wort, eine Botschaft Gottes an uns, vergleichbar der Rolle Jesu Christi. Darum ist es eine große Gabe, ein wertvoller Schatz, dass uns mit Jesus Christus auch Israels Bibel anvertraut wurde. Doch dieses Volk hat sich schon zu biblischen Zeiten und auch später oft gegen seine Erwählung gesträubt, wollte seine besondere Rolle, die mit so vielen Anfeindungen verbunden war und ist, immer wieder loswerden, endlich ein Volk wie alle anderen sein, doch das ist ihm nie gelungen.

Auch Jeremias Sträuben ist vergeblich. Seinen Einwand, er sei noch jung, kenne sich mit Reden nicht aus, lässt Gott nicht gelten. Denn er hatte sich ja, wie wir hörten, Jeremia schon ausgesucht, als der noch gar nicht geboren, noch nicht im Leib seiner Mutter entstanden war – also lange bevor er sich für seine Aufgabe qualifizieren oder disqualifizieren konnte. Berufen von Mutterleib an – in deutlicher Anspielung auf diese Rede Gottes wird Jeremia später den Tag seiner Geburt verfluchen, als er unter seiner Aufgabe zu leiden hat. Wir denken ja an glückliche Menschen, wenn wir sagen, jemand habe seine Berufung gefunden, stellen uns vor: da ist jemand ganz und gar mit sich im Einklang. Jeremia ist nicht glücklich, sondern unglücklich, nicht in ruhiger Übereinstimmung mit sich selbst, sondern schier zerrissen zwischen seiner Liebe zu seinem Volk, zu Jerusalem und zum Tempel und der Katastrophe, die er ansagen muss.

Schon in der Berufung wird deutlich, dass in seiner Aufgabe das Negative, das Kritische überwiegt: vier destruktive Tätigkeiten – ausreißen, zerschmettern, schwinden lassen, zerstören – dann erst zwei konstruktive: bauen und pflanzen. Das klingt wie eine Inhaltsangabe dieses Buchs: Jeremia muss die herrschende Ideologie zerstören und zerschmettern, die so fromm klingt – traue Gott! Er wird uns nicht verlassen, wird den Untergang nicht zulassen, sondern abwenden. Er muss radikal sein, den Dingen an die Wurzel gehen und diese Wurzel ausreißen. Erst als die Katastrophe eingetreten ist, kann er Hoffnungsvolles verkünden, spricht von einem neuen Bund zwischen Gott und seinem Volk: Gott wird seinen Leuten seine Tora ins Herz schreiben. Und Jeremia kauft einen Acker in seiner Geburtsstadt Anatot, um zu zeigen: die Wegführung, das Exil sind nicht für immer; Israel hat Zukunft in seinem Land.

Wir sind keine Propheten, keine Jeremias, doch auch wir sind berufen, sind beauftragt, Gottes Wort zu bezeugen, und zwar nicht nur wir Pfarrerinnen und Pfarrer, die das beruflich tun, sondern alle Christinnen und Christen, Anhänger des Gottes Israels aus den Völkern, und so lernen wir von der Berufung Jeremias und seinem Auftrag auch etwas für unsere Aufgaben. Von der Kirche wird ja erwartet, dass ihre Botschaft aufbaut und nicht zerstört, versöhnt und nicht spaltet und dass da, wo sie kritisiert, auch diese Kritik konstruktiv ist und nicht destruktiv. Wir merken jetzt: das ist nicht so sicher. Auch Einreißen, Zerschmettern, zerstören kann unsere Aufgabe sein: mindestens Illusionen zu zerstören, Ideologien, Schönfärbereien. Die Kirche, wir alle sind nicht dazu da Sinn zu stiften für offenkundig sinnlose Zustände, das Gemüt einer herzlosen Welt zu sein. Vom Wort Gottes, wie Jeremia es zu bezeugen hatte, lernen wir, radikal zu sein, den Dingen an die Wurzel zu gehen, und dazu gehört der Streit darüber, was als vernünftig gilt und was als unvernünftig, als realistisch und als unrealistisch; dazu gehört auch, nicht erst die Missstände zu kritisieren – es gibt zu wenig bezahlbaren Wohnraum –, sondern schon deren Ursachen, ihre Wurzel: ist Wohnungsbau dazu da, Rendite zu erbringen? Sollte nicht das

knappe und nicht vermehrbare Gut Grund und Boden in der Stadt Gemeineigentum sein? Soll die Bahn, auch die S-Bahn Gewinne erzielen? Jedenfalls sollten wir uns von dem Vorwurf, wir seien nur negativ, sollten als Kirche doch positiv denken, seien bloß destruktiv statt konstruktiv, seien unrealistisch und naiv nicht ins Bockshorn jagen lassen von denen, deren Realismus so viel verbockt hat.

Freilich: alles hat seine Zeit, sagt der Prediger, ausreißen hat seine Zeit, pflanzen hat seine Zeit; einreißen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit. Was also ist jetzt an der Zeit? Wir erleben in vielen Ländern, auch in unserem, dass die Zahl derer, die das zerstören wollen und auch tatsächlich zerstören, was sie das System nennen, die in der Tat nichts Konstruktives zu bieten haben, sich nur auf das stützen, was sie als gesundes Empfinden dessen betrachten, was sie als Volk definieren; die hierzulande den Widerstand gegen Hitler für sich reklamieren und Bonhoeffer zitieren. Ist es da nicht unsere Aufgabe, tatsächlich konstruktiv, auch ganz konservativ so etwas wie den Rechtsstaat zu verteidigen nicht nur gegen diejenigen, die von der Herrschaft des Unrechts reden, sondern auch gegenüber staatlichen Stellen, die sich an Gerichtsurteile nicht mehr so ganz gebunden fühlen oder diejenigen beschimpfen, die Rechtsmittel nutzen? Doch solche Verteidigung wird nur gelingen, wenn sie nicht kritiklos ist, also nicht so tut, als lebten wir bereits in der besten aller Welten. Freiheit lässt sich nur verteidigen, indem man von ihr Gebrauch macht. Und dazu gehört der Mut, sich unbeliebt zu machen – ich denke, wir alle haben schon erlebt, dass wir aus Bequemlichkeit und Ruhebedürfnis Sätzen nicht widersprochen haben, die, würde man sie zu Ende denken, auf Mord und Totschlag hinausliefen.

Jeremia bekommt Mut zugesprochen: fürchte dich nicht vor jenen, denn ich bin mit dir, dich zu erretten, sagt Gott ihm zu. Und Jeremia erlebt noch mehr: Gott streckt seine Hand aus, berührt seinen Mund und sagt: ich gebe meine Rede in deinen Mund. Gottes Wort in Menschenmund – das hatte Gott schon Mose versprochen: ich will ihnen immer wieder einen Propheten, wie du bist, erwecken aus ihren Brüdern und meine Worte in seinen Mund geben; der soll zu ihnen reden alles, was ich ihm gebieten werde. Gottes Wort in Menschenmund – das ist auch unsere Hoffnung. Wir kommen ja nicht in die Kirche, um die persönlichen Ansichten, die mehr oder weniger klugen Einsichten eines Pfarrers, einer Pfarrerin zu hören, sondern wir hoffen darauf, in den Menschenworten der Schrift und der Lieder und der Predigt Gottes Wort, seine lebendige Anrede zu hören und so einen Schatz zu finden; dass er uns sein Wort gibt, uns anvertraut. Wir wissen: wem er viel gibt und anvertraut, von dem erhofft und erwartet er auch viel, auch wenn wir seine Erwartungen und Hoffnungen immer wieder enttäuschen. Doch wir vertrauen darauf, dass er nicht aufhört, sein Wort uns Menschen anzuvertrauen, und das ist ein Schatz.

Amen.